

Jg. 3 | Heft 1 | 2017

Im Auftrag der Forschungsstelle
Kultur- und Kollektivwissenschaft
hg. von Klaus P. Hansen und
Jan-Christoph Marschelke

Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft

ISSN: 2363-6300

[transcript]

Aus:

*Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft,
Klaus P. Hansen, Jan-Christoph Marschelke (Hg.)*

Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft

Jg. 3, Heft 1/2017

April 2017, 160 Seiten, kart., zahlr. Abb., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3822-6

Die »Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft« ist das Forum der Kollektivwissenschaft. Diese noch junge Disziplin lenkt den Blick auf das Kollektiv als Kulturträger und dient damit zum einen der praktischen Kulturforschung und gewährt zum anderen neue Einblicke in das Wesen des Sozialen. Der weit gefasste Begriff des Kollektivs tritt an die Stelle der traditionellen Gruppen- und Gesellschaftskonzepte und macht bisher verborgene Schichten menschlicher Gemeinschaftlichkeit zugänglich.

Die Zeitschrift erscheint zweimal jährlich, wobei sich Themen- und Tagungshefte abwechseln.

Heft 3/1 widmet sich einem einzelnen Begriff der Kollektivwissenschaft, dem der »Multi-kollektivität«. Er bezeichnet den eigentlich selbstverständlichen Umstand, dass jedes Individuum einer Vielzahl von Kollektiven angehört. Aufgrund seiner Einfachheit stieg der Begriff zum erfolgreichsten Werkzeug aus dem Methoden-Kasten des neuen Paradigmas auf. In diesem Heft wird er theoretisch weitergedacht und vertieft, mit der Netzwerkforschung in Verbindung gebracht, auf Personal- und Organisationsentwicklung angewandt und schließlich in eine didaktische Applikation übersetzt.

Die **Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft** ist eine wissenschaftliche Einrichtung der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg. Sie widmet sich der Förderung der Kollektivwissenschaft und wird von der Universität und der Hansen-Stiftung finanziert.

Klaus P. Hansen (Prof. Dr. phil.) ist entpflichteter Professor für Amerikanistik der Universität Passau und leitet die Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft der Universität Regensburg. Sein Interesse gilt dem Aufbau eines gleichzeitig kollektiv- wie kulturwissenschaftlichen Paradigmas.

Jan-Christoph Marschelke (Dr. iur.) ist Geschäftsführer der Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft der Universität Regensburg. Er lehrt und forscht im interdisziplinären Feld von Kultur-, Kollektiv- und Rechtswissenschaft.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3822-6

© 2017 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Editorial

Klaus P. Hansen, Jan-Christoph Marschelke | 5

Die Balance von Integration und Individualität

Klaus P. Hansen | 9

Mehrfachzugehörigkeit von Individuen – Prämissen und Reichweite des Begriffs der Multikollektivität

Jan-Christoph Marschelke | 29

Multikollektivität und soziale Bindung. Auswirkungen und Anwendungspotenziale

Stefanie Rathje, Hartmut Schirmacher, Nadja Zollo | 69

Multikollektivität in der Personal- und Organisationsentwicklung

Stefanie Rathje, Hartmut Schirmacher, Nadja Zollo | 93

Multikollektivität zum Anfassen: Cohesion Machine und Cohesion Table

Hartmut Schirmacher, Nadja Zollo, Stefanie Rathje | 115

REZENSION

In dubio pro Recht. Gehorsam als kulturelle Praxis. Rezension von: Andrea Kretschmann, Regulierung des Irregulären. Carework und die symbolische Qualität des Rechts

Jan-Christoph Marschelke | 147

Editorial

Das vorliegende Heft 3/1 widmet sich einem einzelnen Begriff der Kollektivwissenschaft, dem der Multikollektivität. Er bezeichnet den eigentlich trivialen Umstand, dass jedes Individuum einer Vielzahl von Kollektiven angehört. Weil der Begriff Multikollektivität so selbstverständlich ist, stieg er zum erfolgreichsten Werkzeug aus dem Methoden-Kasten des neuen Paradigmas auf. Erfunden wurde der Begriff 2009 vom Kulturtheoretiker *Klaus P. Hansen*, und *Stefanie Rathje* sorgte für seine Verbreitung innerhalb der Wirtschaftswissenschaften und darüber hinaus. Während Hansen an Multikollektivität mehr als theoretischen Baustein interessiert war, kümmerte sich Rathje um seine Anwendung in der Organisationslehre.

In diesem Heft, das auf eine Idee Rathjes zurückgeht, bleibt die oben skizzierte Aufgabenteilung erhalten. Im ersten Teil des Hefts dringen *Klaus P. Hansen* und *Jan-Christoph Marschelke* weiter in die Theorie der Multikollektivität ein. Im zweiten Teil loten *Stefanie Rathje*, *Hartmut Schirmer* und *Nadja Zollo* Anwendungsmöglichkeiten aus, was in der Erstellung einer Software gipfelt, die Multikollektivität visualisiert. Sie kann in der Organisations- und Personalentwicklung oder in der Lehre eingesetzt werden.

Den *ersten Teil* eröffnet *Hansen* mit der Frage, wie die Wechselwirkung zwischen dem Integrationsdruck von Kollektiven auf der einen und dem Freiheitsbegehren der Einzelpersonen auf der anderen Seite wahrgenommen wird. Diese Wahrnehmung wird durch die Betrachtungsform von Kollektivität bedingt. Arbeitet man soziologisch mit dem Gesellschaftsbegriff oder ethnologisch mit dem Kulturbegriff, erscheint Integration als singulärer Akt. In beiden Fällen bedeutet sie nichts weiter als die Aufnahme in ein Groß- und Mehrheitskollektiv. Der Begriff Multikollektivität macht

aber erst Sinn, wenn man von vielen Integrationen ausgeht Diese Wahrnehmung wird jedoch erst durch die Betrachtungsform der radikalen Kollektivierung erreicht, und erst durch sie kommt die Wechselwirkung oder Balance zwischen Integration und Individualität voll in den Blick.

Im *zweiten Beitrag* dringt *Marschelke* tiefer in die theoretischen Grundlagen des Multikollektivitätskonzeptes ein. Dazu lässt er die noch unfertige Heuristik des Begriffs Revue passieren, greift vorgetragene Kritikpunkte auf und fügt neue hinzu. Marschelke kommt zu dem Ergebnis, dass die Multikollektivität zu einem zentralen sozial- und kulturwissenschaftlichen Analyseinstrument taugt, sowohl für historische als auch für aktuelle (und vergleichende) Belange. Voraussetzung dafür ist indes, dass das Profil des Begriffs weiter geschärft wird. Dazu gehört zum einen, dass man Begriffs- und Anwendungsebene voneinander trennt. Zum anderen ist eine weitere systematische Auseinandersetzung vonnöten z.B. mit Theorien der Nation oder dem schwierigen Verhältnis von Kultur und Struktur.

Den *zweiten Teil* beginnen *Rathje*, *Schirmacher* und *Zollo* mit der Suche nach Konzepten, die der Multikollektivität gleichen. In der empirischen Netzwerkforschung werden sie u.a. bei Marc Granovetter oder Peter M. Blau fündig. Schon diese Autoren entdecken eine Reihe von Konsequenzen der Multikollektivität, die im Beitrag zu einer sechsteiligen Liste – drei kollektive und drei individuelle – erweitert werden. Die drei kollektiven sind: stärkere soziale Bindung, ein höherer Grad an Inklusion, die Entschärfung von Konflikten. Für Individuen bedeutet Mehrfachzugehörigkeit größere Freiheit, mehr soziale Teilhabe und Persönlichkeitsentwicklung. Bei allen Parallelen konstatieren die Autoren einen entscheidenden Vorzug der Kollektivwissenschaft gegenüber der Netzwerktheorie: Während diese die Mehrfachzugehörigkeit von Individuen als Sonderfall konzipiert, ist sie für die Kollektivwissenschaft eine notwendige Grundannahme.

Im *vierten Beitrag* begeben sich *Rathje*, *Schirmacher* und *Zollo* auf die Anwendungsebene der Multikollektivität und eruieren, unter welchen Voraussetzungen man sie als Leitlinie für Organisations- und Personalentwicklung nutzen kann. Die Herausforderung besteht darin, dass das Multikollektivitätsprofil einer ganzen Gruppe höchst komplex ist. Es zu visualisieren, ist analog nicht möglich, also braucht man den Computer. Doch welche Parameter müsste eine Softwareanwendung der Multikollektivität berücksichtigen? Das zeigen die Autoren in zwei Schritten. Im ersten leiten sie aus den eben genannten sechs positiven Effekten acht Gestaltungsprin-

zipien für eine solche Anwendung ab. Im zweiten Schritt weisen sie nach, dass in bestehenden Anwendungskonzepten – sowohl in analogen, wie z.B. dem Interkulturellen Training als auch in digitalen wie sozialen Netzwerken – stets nur ein Teil dieser Gestaltungsprinzipien umgesetzt ist.

Wie man alle acht Gestaltungsprinzipien aus Beitrag drei in einem praktischen Anwendungskonzept verwirklichen könnte, stellen *Schirmacher, Zollo* und *Rathje* im *letzten Beitrag* vor. Informatiker haben eine Multikollektivitäts-Software programmiert und designt, die sogenannte „Cohesion Machine“. Diese als *serious game* konzipierte Anwendung ermöglicht den Nutzern drei zentrale Aktivitäten: „Reflect“ (die Reflektion eigener Multikollektivität), „Match“ (die Verbindung mit anderen Gruppenmitgliedern über Gemeinsamkeiten) und „Explore“ (die Entdeckung des Gesamtprofils der Gruppe). Die Nutzer bringen sich durch Erstellung ihres eigenen Multikollektivitätsprofils ein. Wie sie ihre Kollektivzugehörigkeiten bezeichnen, ist dabei nicht vorgegeben und jederzeit wieder änder- oder löschar, zudem fokussiert die Anwendung gerade nicht auf die Zuordnung der Einzelnen zu bestimmten Kategorien sondern darauf, Anzahl und Art der Zugehörigkeiten abzubilden. So soll individuelle Freiheit mit der Erfahrung von Kollektivität verbunden werden. Der Artikel dokumentiert darüber hinaus erste Tests der Cohesion Machine. Sie wurde auf einer öffentlichen Ausstellung an einem runden Tisch mit darin eingelassenem runden Bildschirm (sogenannter „Cohesion Table“) zum Einsatz gebracht, um den sich eine Gruppe von sechs Personen (sowie einem Moderator) versammeln kann. Eine solche Kleingruppe produziert in rund 20 Minuten im Schnitt knapp 190 gemeinsame Zugehörigkeiten.

AUSBLICK AUF HEFT 3/2

Heft 3/2 (Oktober 2017) wird von Oliver Nakoinz herausgegeben. Es wird die Ergebnisse der Intensivkonferenz „Kollektive und Netzwerke in der Archäologie und Altertumswissenschaft“ (Regensburg, November 2016) abbilden.

*Klaus P. Hansen/Jan-Christoph Marschelke,
Herausgeber*

Die Balance von Integration und Individualität

*Klaus P. Hansen**

1. DREI GRUNDFORMEN DER BETRACHTUNG VON KOLLEKTIVITÄT

Mit großem Mut zur Schematisierung lässt sich die Betrachtung des Phänomens Kollektivität auf drei Grundformen und vielleicht sogar auf drei geistesgeschichtliche Großepochen eindampfen. Die erste Form betrachtet Kollektivität als umfassende Gattungszugehörigkeit und konzentriert sich auf das allen Menschen Gemeinsame. Man hätte es also mit dem Universalkollektiv Menschheit zu tun. Sollten Kollektivbildungen, egal wie groß oder klein, Inklusion durch Exklusion voraussetzen, mag auch dieses Universalkollektiv erfordern, dass die nach unten und oben abgrenzenden Nachbargattungen, Tiere und göttliche Wesen, zumindest implizit mitgedacht werden.

Der wichtigste Akteur, der sich im Bereich dieser Betrachtungsform bewegt, die Philosophie, praktiziert ein solches Mitdenken und führt in der Regel die Inklusion-Exklusion-Vorbedingung explizit vor Augen. Von der Antike bis zum 18. Jahrhundert wurde vor allem das Göttliche oder ein

* Klaus P. Hansen ist entpflichteter Professor für Amerikanistik der Universität Passau und leitet derzeit die Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft der Universität Regensburg. Sein Interesse gilt dem Aufbau eines gleichzeitig kollektiv- wie kulturwissenschaftlichen Paradigmas.

sonst wie Überirdisches mit gedacht und die Möglichkeiten des Menschseins daran gemessen. Im 20. Jahrhundert, als die Metaphysik-feindliche gewordene Philosophie als Anthropologie auftrat, fiel die Abgrenzung nach oben weg und die Unterscheidung zum Tier blieb übrig.

Die zweite Betrachtungsform konzentriert sich auf Großgruppierungen wie Volk, Nationalstaat, Nationalkultur und Gesellschaft. Das Universal-kollektiv Menschheit wird in verschiedenartige, aber immer noch recht große Segmente zerlegt. Es gibt nur eine Menschengattung, aber viele Stämme, Völker, Nationen und Gesellschaften. Die siamesischen Zwillinge Inklusion und Exklusion treten jetzt gattungsimmanent auf und konstituieren die Segmente durch intrinsische Gemeinsamkeiten und extrinsische Unterschiede. Die Akteure dieses Paradigmas sind neben dem Philosophen Herder die frühe Soziologie und die in Vergessenheit geratene Völkerpsychologie sowie die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hoch im Kurs stehende Ethnologie.¹ Wenn man eine Großepoche dieses Umgangs mit Kollektivität datieren möchte, so erstreckte sie sich von 1791 (Erscheinungsjahr von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*) bis zur Renaissance des Kulturbegriffs und zur Dekonstruktion des Nationalismus durch die Geschichtswissenschaft ab 1980.²

Die dritte Betrachtungsform geht kleinteiliger und vielfältiger zu Werke. Von den großen und behäbigen Gruppierungen schwenkt der Blick auf unzählige und teils unscheinbare Mini-Zusammenschlüsse. Je nach Geschmack entdeckt man aus dieser Perspektive entweder produktiven Kollektivreichtum oder ein Chaos aus egoistischen Vereinsmeiereien. Entscheidend an dieser Neubesinnung war vor allem, dass die moderne Kulturwissenschaft solchen, egal wie unbedeutenden Gebilden, Kultur zusprach. Der gängig gewordene Begriff *Unternehmenskultur* suggeriert zum einen, dass jedes Unternehmens besondere, wenn nicht einmalige Sitten und Bräuche praktiziert und zum anderen, dass sich diese auf die Beleg-

1 Karl-Heinz Kohl, *Ethnologie – Die Wissenschaft vom kulturell Fremden: Eine Einführung*, München 1993.

2 Zur Renaissance des Kulturbegriffs vgl. Klaus P. Hansen, *Kultur und Kulturwissenschaft*, 4. Aufl., Tübingen 2011, Kap. VI,4 „Semiotische Kulturbegriffe“. S. 265 ff.; zur Kritik am Nationalismus vgl. Benedict Anderson, *Imagined Communities*, London 1983 und Ernest Gellner, *Nation and Nationalism*, Oxford 1983.

schaft prägend auswirken. Diese kulturelle Verschiedenheit sollte zusammen mit der Vielfalt kollektiver Formen, das ist die Mahnung der Kollektivwissenschaft, ernster genommen werden, sowohl was die Individuen als auch was die Großgruppen betrifft. Dieser neue Wissenschaftszweig sollte aber bei der kollektiven Atomisierung von Welt und Menschheit nicht stehen bleiben, sondern gleichzeitig die Verzahnungsformen aufzeigen, über welche die unzähligen Kollektive zusammenhängen. Die beiden wichtigsten Verzahnungsformen werden mit den Begriffen Multikollektivität und Polykollektivität erfasst.³

Jede dieser drei Betrachtungsformen stellt spezifische Fragen, die sich aus den jeweiligen Prämissen ergeben. Die Frage der ersten Form richtet sich darauf, was den Menschen als Gattung wesentlich zukomme. Zu den Antworten gehörte auch die des Aristoteles, der Mensch sei ein „zoon politicon“, ein soziales Wesen, d.h. durch seine Natur sei er befähigt und auch darauf angewiesen, in Gruppen zu leben. Wie diese Befähigung funktioniere, wurde zwar philosophisch und politologisch analysiert, blieb aber insofern rudimentär, als das Ausmaß der Kollektivität nur beschränkt in den Blick kam. Das Universalkollektiv Gattung ist ja so gefasst, dass Ex- wie Inklusion einschneidend sind. Nach außen, was die Grenzen zu den Nachbargattungen betrifft, sind die Differenzen unüberwindlich und nach innen die Gemeinsamkeiten erdrückend. Die eigentliche Problematik des Phänomens Kollektivität, das Miteinander von Verschiedenheit und Gleichartigkeit hat sich dieser Betrachtungsweise noch nicht eröffnet.

Die zweite Betrachtungsform, die diese Problematik voll erkannte, fragt nach den Bedingungen und Möglichkeiten von Kollektivität, wobei allerdings von Großgruppen ausgegangen wird. Den Anfang machte die Frage nach dem Wesen des Kollektivs und seinem Verhältnis zum Individuum. Noch im 19. Jahrhundert werden von der ersten Soziologen-Generation zwei extrem gegensätzliche Antworten gegeben. Émile Durkheim hält Kollektive für ontologische Gegebenheiten, für *faits sociaux*, die er mit kosmischen Kräften vergleicht, wohingegen Gabriel Tarde nur die das Kollektiv ausmachenden Individuen für real hält.⁴ Kollektive sind für ihn daher bloße

3 Vgl. Klaus P. Hansen, *Kultur, Kollektiv, Nation*, Passau 2009.

4 Klaus P. Hansen, „Individuum und Kollektiv aus dem Blickwinkel der Völker- und Kollektivpsychologie“, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 2/2, 2016, S. 97-117.

Abstraktionen. Individualismus (Kollektive bestehen nur als Summe ihrer Mitglieder) und Kollektivismus – sie sind mehr als nur diese Summe – stehen sich seitdem recht unversöhnlich gegenüber. Ohne, dass es groß bemerkt wurde, findet der Begründer der Psychologie Wilhelm Wundt ansatzweise aus dieser Sackgasse heraus. In seiner *Völkerpsychologie* erfindet er das kollektivierte Individuum, das durch die Großgruppierung, in der es aufwächst, sozialisiert wird. Entscheidend ist dabei die Sprache, die ja in ihren Lexemen wirklichkeitsdeutende Vorstellungen bereithält. Mit der Sprache lernt das Kind die in seiner Umgebung üblichen Gegenstandsbestimmungen und wertenden Ansichten, was die Kommunikation zwischen den auf gleiche Weise Kollektivierten möglich macht. Eine Bedingung von Kollektivität wäre damit erfüllt.

Die Ermöglichung von Kollektivität heißt aber noch nicht, dass sie Bestand hat und harmonisch ausfällt. Es stehen vielmehr alle Fragen im Raum, welche das Zusammenleben in einer Großgruppe betreffen. Je nachdem, welche man davon wählt, ob Volk oder Gesellschaft, fallen die Antworten anders aus. Wer den Volksbegriff benutzt, betont ethnische Gemeinsamkeiten und beruhigt sich damit, dass alle Individuen diese Gemeinsamkeiten entweder substanziell (ethnic origin⁵) oder durch Sozialisation in sich tragen. Sie erscheinen also weniger als Individuen denn als Volksgenossen. Aufgrund ihrer Gemeinsamkeiten und des praktizierten Gleichverhaltens müsste das Zusammenleben tadellos funktionieren, was sich in der Wirklichkeit nicht bestätigt. Die Verwender des Gesellschaftsbegriffs sind da näher an der Realität. Sie gehen von einer maßvollen Andersartigkeit der Einzelpersonen aus, die durch Unterschiede der Herkunft bedingt ist. Diese Beachtung von Unterkollektiven, denn hinter dem Konzept Herkunft verbergen sich Kollektive wie Klasse oder Schicht, ist ein erster Schritt zur Vielfach-Kollektivität. Die Wahrnehmung der Unterschiedlichkeit der die Gesellschaft ausmachenden Einzelpersonen versorgt die Soziologie mit einer zumindest kollektiven Komponente, welche sich für die besondere Individualität der Einzelperson grundlegend auswirkt. Aber egal wie es genau begründet wird, geht man allgemein von der Tatsache aus, dass Individuen unterschiedliche Interessen verfolgen und an ihre soziale Umwelt andere Ansprüche stellen. Diese Unterschiedlichkeit der egoistischen Interessen, das ist die Hauptaufgabe der Großgruppierungen, gilt es zum Ausgleich zu

5 Anthony D. Smith, *The Ethnic Origin of Nations*, New York 1987.

bringen. Dazu braucht es Maßnahmen, Institutionalisierungen und Regeln, die auto- oder demokratisch normativ von außen gesetzt und bestenfalls von den Individuen verinnerlicht werden.

Die dritte Betrachtungsform, die der kleinteiligen Kollektivität, sieht sich in viel größerem Maße mit der Frage des reibungslosen Zusammenlebens konfrontiert. Sie schlägt sich dabei aber nicht nur mit der Individualität und ihrer immer wieder anderen Besonderheit herum, sondern darüber hinaus mit der andersgearteten Unterschiedlichkeit von Kollektiven, die unbeugsamer ist, da man sich als Gruppe stärker fühlt. Die zu stellenden Fragen sind mithin dieselben wie im Fall der Großgruppierungen, nur dass die Antworten komplizierter ausfallen. Anhänger der dritten Betrachtungsform müssen sich zusätzlichen Problemen stellen, zum einen wie das Individuum durch kleinteilige Kollektive geprägt wird (Multikollektivität) und zum anderen wie innerhalb der Kleinteiligkeit Kohäsion besteht (Polykollektivität).

2. INTEGRATION UND INDIVIDUALITÄT

Den genannten Betrachtungsformen lassen sich Unterbegriffe zuordnen, welche den Prägungsvorgang der heranwachsenden Einzelpersonen durch das jeweilige Gruppengebilde in den Blick nehmen und sich also dem Zustandekommen von Integration widmen. Solche Begriffe wären Sozialisation, Vergesellschaftung, Akkulturation und die Neuprägung Kollektivierung. In der Konzentration auf den Integrationsvorgang stimmen diese Unterbegriffe überein, während sie sich bezüglich des Integrationsziels unterscheiden. Unter diesem Ziel sind die Kollektivgebilde zu verstehen, in die der Einzelne Aufnahme findet. Mit etwas intellektueller Großzügigkeit entspricht dieser Unterschied den drei Betrachtungsformen. Wenn man Sozialisation als neutralen Oberbegriff benutzt, dann beziehen sich Vergesellschaftung und Akkulturation auf die Integration in die Großgebilde Gesellschaft und Kultur (Betrachtungsform 2), wohingegen Kollektivierung die Integration in und Prägung durch Kollektive jeder Art und Größe meint (Betrachtungsform 3). Die erste Betrachtungsform, die anthropologische, sollte, daher die Bitte um Großzügigkeit, in die Systematik aufgenommen werden, obwohl der Gattungsaspekt eine biologisch zementierte Determination ins Spiel bringt. Da man nicht zu einem Gattungswesen wird, sondern

es immer schon ist, scheint der Begriff Integration fehl am Platz. Es sei denn, man spricht von einer unrevidierbaren Zwangssozialisation oder von unfreiwilliger und kompletter Integration. Diesen die Fragestellung verschärfenden Extrempol sollte man nicht außer Acht lassen. Von ihm haben sich dann die anderen Arten der Sozialisation abzusetzen, was nicht, wie wir sehen werden, grundsätzlich, sondern graduell erfolgt.

Die genannten Unterbegriffe Sozialisation, Vergesellschaftung, Akkulturation und Kollektivierung benennen einen Anpassungsvorgang, der allerdings nicht so weit gehen darf, dass die Individualität schwindet. Die Einzelperson soll vielmehr einerseits die Übernahme der in der Gruppe üblichen Verhaltensweisen betreiben, ohne andererseits ihre individuelle Eigenständigkeit zu verlieren. Hier muss eine Balance zwischen Integration und Individualität gefunden werden. Philosophisch erweitert, ruht diese Balance auf dem Grundproblem menschlicher Freiheit. Individualität setzt ja Freiheit voraus, die, so hat es den Anschein, von den Anforderungen der prägenden Kollektive beschränkt wird. Pointiert formuliert, haben sich alle Konzepte der Sozialisation zwischen zwei Positionen anzusiedeln: Entweder ist der Mensch eine Kultur- und Gesellschaftsmarionette oder er ist eine selbstherrlich personale Einzelsubstanz.

Beginnen wir unsere Überlegungen zur Sozialisation mit dem Zufall der Geburt. Er bestimmt nicht nur meine biologischen Voraussetzungen wie Geschlecht, Generation, körperliche Verfassung und Erbanlagen, sondern auch meine kollektiv kulturellen. Über das Elternhaus gehört der neue Erdenbürger einer bestimmten Schicht, einer Region und einer Nationalität an, in die er ungefragt hineingeboren wurde. Wenn Individuum X in Berlin als Sohn einer alleinerziehenden Mutter zur Welt kommt, die von Hartz IV lebt, sind die Aussichten für den weiteren Lebensweg, darüber gibt es genügend Statistiken, nicht rosig. Wenn Individuum Y im katholischen Köln aufwächst, wo seine Eltern ein kleines Herrenmodengeschäft betreiben und der Vater Vorsitzender des Karnevalsvereins ist, sind die Weichen schon besser gestellt. Bei Tisch wird hauptsächlich von Umsätzen, Handelsspannen und Personalproblemen gesprochen, sodass dem Objekt der Sozialisation die Geschäftswelt und ihre Wirklichkeitsdeutungen bald vertraut sein werden. Nach einem BWL Studium übernimmt Individuum Y wahrscheinlich das Einzelhandelsgeschäft von den Eltern und baut es für die Internetzukunft aus. Aber auch eine politische oder karnevalistische Karriere bietet sich an.

Gerade solche unspektakulären Beispiele führen uns die wenig schmeichelhafte Einsicht vor Augen, dass Individualität vor allem auf dem Zufall der Geburt beruht und dass dieser Zufall den Menschen vielleicht nachhaltiger bestimmt als frei und selbstständig getroffenen Entscheidungen. Teil dieses Zufalls sind nicht nur die biologischen Gattungsbedingungen, nämlich Geschlecht und Generation, sondern auch die kulturellen, zu denen unter anderem die Epoche der Lebenszeit gehört. Der Bildungsstand der Eltern, die ausgeübten Berufe und ganz im Hintergrund Nationalität und Zeitgeist spielen genauso Schicksal wie die biologischen Gegebenheiten. Individuum Z wächst als Tochter eines deutschen Studienrats auf und besucht selbstverständlich das Gymnasium und studiert Romanistik. Als Tochter eines amerikanischen *highschool teachers* hätte das Mädchen eventuell nicht studiert, wenn das Elternhaus die Studiengebühren nicht hätte aufbringen wollen oder können. Dass Individuum Z studiert, hat mithin indirekt auch mit der Nationalität zu tun. Während des Studiums – wir schreiben die sechziger Jahre – traf die Romanistin auf Geschlechtsgenossinnen, die eine bestimmte Art von Emanzipation praktizierten. Ihnen schloss sie sich an und erhob ihr Bewusstsein von *gender* zum Hauptidentitätsmerkmal, das ihr Leben im Guten wie im Schlechten bestimmte.

Die Geburt des Menschen, so könnte es scheinen, ist ein determinierender Akt. Das Geschlecht steht fest, ebenso die Nationalität, und sie oder er kommen in einem Elternhaus zur Welt, das mit seinen Wirklichkeitsdeutungen, Werten und Vorlieben dem neuen Erdenbürger das Normale und Sinnvolle definiert. Dass Normalität und Sinn aber kontingent, willkürlich und somit relativ sind, wird der Heranwachsende vielleicht nie durchschauen und so die Ergebnisse der Sozialisation für die Wirklichkeit selbst halten. Die Schlussfolgerung, die wir daraus ziehen könnten, erscheint so ernüchternd wie unausweichlich: Die erste Prägung, welche viele Weichen stellt, wird allein durch äußere Bedingungen vorgenommen. Wo aber bleibt dann das angebliche Gattungsmerkmal menschlicher Freiheit?

Wer so fragt, arbeitet mit dem zu einfachen, da binären Gedankenmodell des Begriffspaars Freiheit und Determination. Freiheit setzt eine freie Entfaltung der Persönlichkeit voraus. Wo aber kommt die Persönlichkeit her? Sie ist nicht von Anfang an vorhanden, sondern entwickelt sich erst durch Sozialisation. Wenn dieses unser heutiges Denken irgendwo anknüpfen kann, dann bei John Locke, dem englischen Philosophen des 17. Jahrhunderts, der gegen den französischen Kollegen René Descartes behauptete,

tete, der Mensch beträte die Erde als „white sheet of paper“. Beschrieben, darin bestand Lockes Empirismus, werde das Papier durch die Erfahrungen, die das Individuum mit der Wirklichkeit mache. Dem kann man hinzufügen, dass auch Sozialisationen das Papier beschreiben und zwar mit Hilfe von kollektiven Wirklichkeitsdeutungen.

Die Geburt bestimmt unser kulturelles Schicksal, und niemand fragte uns, ob wir in diesem Land, in diesem Stadtviertel, in diesem speziellen Haushalt und während dieser Epoche das Licht der Welt erblicken wollten. Aber: Wer hätte uns denn fragen sollen, und wie hätten wir als frisch Geborene die Frage beantworten können? Aufgrund der Unfertigkeit und der noch fehlenden Persönlichkeit wäre dieses Noch-Nicht-Individuum gar nicht in der Lage zu entscheiden, ob es Franzose oder Portugiese werden wollte. Man muss daraus eine paradoxe Konsequenz ziehen: Zu einer Entscheidung ist der Mensch erst fähig, wenn zuvor schon eine ohne ihn gefallen ist. Die den Namen verdienende Entscheidung, ob man Portugal oder Deutschland bevorzugt, ist erst möglich, wenn man einige Zeit in einem bestimmten Land verbrachte und weiß, was Nationalität bedeutet.

Die Paradoxie, der wir auf die Schliche kommen, ist eine Auswirkung falscher Begrifflichkeit. Sie suggeriert, dass Individualität sich selbst erzeugt, so wie sich Baron von Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zog. Das bleibt einem Wesen wie Gott vorbehalten, das keine zeitliche Dimension kennt und immer schon so war, wie es ist. Der Mensch hingegen muss sich entwickeln. Er ist keine Substanz, sondern ein Prozess.⁶ Was am Anfang steht, kann nicht aus dem Individuum selbst stammen, da es als solches noch gar nicht existiert. Daher muss am Anfang das Außen nachhelfen, so wie man ein Auto mit leerer Batterie anschiebt, damit es von alleine fährt. Die Grundlagen des Individuums werden vom Zufall gelegt, und erst danach kann eine Entwicklung beginnen. Sie wird insofern folgerichtig verlaufen, als die ersten Sozialisationsergebnisse das Hinzukommende modifizieren und Altes wie Neues aufeinander abstimmen. Die Entscheidungen, die diese Entwicklung vorantreiben, fallen nicht unabhängig, unvoreingenommen und objektiv, setzen vielmehr die Anfänge der Subjektivität voraus. Eine das Individuum zufriedenstellende Entscheidung liegt dann vor, wenn die inneren Bedingungen, also die individuellen oder sub-

6 Und zwar ein unabgeschlossener, wie Rolf Eikelpasch/Claudia Rademacher, *Identität*, Bielefeld 2004, betonen.

jektiven Vorlieben, durch keine äußeren Einschränkungen behindert werden. So betrachtet, erscheint der Zufall der Geburt nicht mehr als determinierender Akt, sondern als Bedingung der Möglichkeit von Entwicklung. Die Weichenstellung der Geburt verschafft dem Einzelnen eine Art Identitätsgerüst und legt den Grundstein zur Entfaltung der allmählich zunehmenden inneren Bedürfnisse. So wird das Ich langsam erkennbar, und es gewinnt die Befähigung zu beurteilen, zu wählen und selbstständig zu entscheiden. Erst jetzt sind die inneren Bedingungen fest genug, um sich an äußeren zu reiben. Erst jetzt sind die Voraussetzungen zur Identitätsbildung gegeben, auf denen das Ich aufbaut.

Das Schicksal der Geburt impliziert keine endgültige Entmündigung. Wenn ich als Deutscher geboren werde, kann ich zum unfreiwilligen Deutschtum, sobald ich mir dessen bewusst geworden bin, Position beziehen. Wenn sich der Deutsche mit seiner Nationalität auseinandersetzt, kann er sie achselzuckend hinnehmen, ablehnen oder stolz darauf sein. Er kann zum überzeugten Patrioten aufrücken oder die deutsche Geschichte von sich weisen, kann sich allen nationalen Eigenheiten einschließlich der Bundesliga entziehen und sich bewusst undeutsch verhalten. Trotz seiner Geburt in diesem Land kann er den Weg in die innere oder gar äußere Emigration antreten; kann auswandern und eine andere Staatsbürgerschaft annehmen; kann, was schwer fällt und Zeit braucht, seine Sprache verlernen. Was entnehmen wir diesen Beispielen? Sie deuten auf eine Art letztendlicher Verfügungsgewalt, die das Individuum bezüglich aller fremd- oder selbstinitiierten Entscheidungen auf lange Sicht innehat. Im Hinblick auf die Kollektivzugehörigkeiten wollen wir diese Verfügungsgewalt, die einen Freiheitsgaranten darstellt, den individuellen oder subjektiven Rückbezug nennen. Dieser Begriff soll alle Einstellungs-, Reaktions- und Revisionsmöglichkeiten umfassen, die dem Individuum in Auseinandersetzung mit seinen Kollektivmitgliedschaften zur Verfügung stehen. Von der emotionalen oder rationalen Annahme des Kollektivs als Teil meiner Identität, was sich innerkollektiv als Solidarität auswirkt, erstreckt sich der Bereich des Rückbezugs über laue, halb- und unüberzeugte Mitgliedschaften bis hin zur Ablehnung und zum Austritt. Wir können mithin folgendes Fazit ziehen: Selbst wenn man von einer Art kulturellen Schicksals ausgeht, erscheint das Individuum nicht als Marionette, denn es besitzt durch den Rückbezug ein bestimmtes Freiheitspotential, das es mir erlaubt, mich zu allen kollektiv-kulturellen Übernahmen zu positionieren. Diese Positionierung ist auch

dann gegeben, wenn die Kollektivzugehörigkeit faktisch nicht rividierbar ist (Generation, Behinderung).

3. VERGESELLSCHAFTUNG UND AKKULTURATION

Freiheit als Prozess, angestoßen und am Laufen gehalten durch eine Dialektik aus Fremd- und Eigenbestimmung, bildet die Perspektive, aus der die Balance aus Integration und Individualität betrachtet werden muss. Da sich der eine Pol der Balance, die Integration, auf das Hineinwachsen in ein kollektives Gebilde bezieht, wird eine genauere Betrachtung unserer Liste der Sozialisationsbegriffe nötig, deren Einzeleinträge sich ja auf unterschiedliche kollektive Gebilde richten. Für das grundsätzlichere Problem der Freiheit waren diese Unterschiedlichkeiten egal, doch sie müssen berücksichtigt werden, wenn man die Balance Integration versus Individualität zum Thema macht.

Beginnen wir mit dem Begriff Vergesellschaftung. Dieser Begriff sieht Integration im Zusammenhang mit der Gesellschaft als eine Art Ganzheit. Ähnlich dezidiert legt sich Akkulturation fest, indem sich dieser Begriff, der nur für Migranten gilt, auf das Hineinwachsen in eine fremde Kultur bezieht. Genau genommen beinhaltet er eine doppelte Sozialisation. Migranten wurden ja in ihrer Heimat bereits vergesellschaftet, sodass aufgrund der Auswanderung erneut ein Hineinwachsen in eine jetzt fremde Gesellschaft ansteht. Im Fall der Migration nennt man das Zielkollektiv allerdings nicht Gesellschaft, sondern Kultur. Genaugenommen bedeutet Migration somit, eine erste Sozialisation in die heimische Gesellschaft (Enkulturation) und eine zweite in eine fremde Kultur (Akkulturation).

Egal ob einfach oder doppelt, die durch die Begriffe Vergesellschaftung und Akkulturation in den Blick kommenden Sozialisierungen konzentrieren sich auf Integrationen in anonyme Großgruppierung, die entweder Gesellschaft oder Kultur genannt werden. Um diese Begriffseigenart zu schärfen, stellen wir jetzt schon den letzten Begriff der Liste vor, Kollektivierung. Von den vorherigen Begriffen unterscheidet er sich dahingehend, dass nicht an ein einziges Zielkollektiv gedacht wird, sondern an viele. Kollektivierung erfasst jede beliebige Integration in jedes beliebige Kollektiv; erfasst also auch die Integration in die Gesellschaft, falls es diese Integration gibt, genauso wie das Hineinwachsen in eine Religionsgemeinschaft oder den

Eintritt in einen Tennisclub. Wie wir sehen werden, sind die Veränderungen, die sich dadurch für das Konzept der Sozialisation ergeben, immens.

Doch zunächst stehen die Begriffe Vergesellschaftung und Akkulturation an. Welchen Blick eröffnen sie auf Integration und Individualität? Vom Sprachmaterial her betonen beide Begriffe eher die Integration als das Individuelle. Diese Tendenz zeigt sich auch bei der Verwendung der Worte, denn in beiden Fällen steht der Anpassungsprozess explizit im Mittelpunkt. Wie es dabei dem passiv erscheinenden Individuum ergeht, d.h. wie viel es von seiner Besonderheit retten kann und wie das geschieht, bleibt meist unangesprochen. Wenn man die üblichen und traditionellen Beschreibungen zur Sozialisation schematisiert, ergibt sich folgendes Modell.

Im Hintergrund wird implizit vorausgesetzt, dass aufgrund von Arbeitsteilung, Rollendifferenzierung und Zugehörigkeit zu verschiedenen Schichten oder Klassen die Individuen heterogen sind. Diese Heterogenität betont aber nicht die Individualität, sondern präsentiert die Gesellschaft als zusammengesetztes Gebilde, wenn nicht gar als System. Somit wird das Individuum in einem ersten Schritt durch jene Kategorien geprägt, welche die Gesellschaft ausmachen. Die genannten Heterogenitäten sind mehr Systemteile und damit Strukturen einer Art Vor-Integration als Anzeichen einmaliger Personalität.

Dieser strukturell formalen Integration wird in einem nächsten Schritt eine zweite inhaltliche und damit noch wirkungsvollere zur Seite gestellt. Vergesellschaftende Sozialisation meint vor allem die Übernahme der die Gesellschaft ausmachenden Verhaltensweisen. Der junge Mensch lernt die Sprache und die sonstigen Kommunikationsmittel; er lernt die Umgangsformen und übernimmt die zentralen Werte sowie vielleicht einige nationale Vorlieben. Die traditionelle Vorstellung von Sozialisation entwirft folgendes holzschnittartige Bild: Der eine nimmt als Handwerker, der andere als Akademiker an der Gesellschaft teil; der eine als Vater, der andere als Chef; der eine als Bildungsbürger, der andere als Analphabet. Diese Heterogenitäten sind sozusagen aufeinander abgestimmt und stoßen sich nicht im Raum. So verschieden sie als Ausgangspunkte gesellschaftlicher Teilnahme sind, treffen sie sich in einem gemeinsamen Zentrum, wo man die gleiche Sprache spricht, ähnliche Umgangsformen pflegt und denselben Werten folgt. Diese Grobbeschreibung, die weitgehend auch idealisiert, stellt eine zu einfache Balance zwischen Integration und Individualität her, wobei sich die Waagschale ein wenig zugunsten von Integration senkt.

Beim Begriff Akkulturation senkt sie sich so weit, dass der Begriff Integration kaum noch passt. Sobald das Phänomen Kultur auftaucht, rutscht die Unterschiedlichkeit der Individuen aus dem Blick. Viel stärker als Gesellschaft betont Kultur die Homogenität des Überindividuellen. Während man beim Begriff Gesellschaft auch an Kategorien und Strukturen denkt, engt der Kulturbegriff den Blick aufs Gleichverhalten ein. Bei den Kulturwissenschaften steht die Homogenität von Verhaltensweisen (Sitten und Bräuche), Umgangsformen (Rituale) und Wertvorstellungen im Fokus. Der Träger dieses Gleichverhaltens, das Besondere der einzelnen Individuen, wird als Störenfried der Homogenität ausgeschaltet. Die einzelnen Kulturen sind also homogen, und Kulturvergleiche fördern also zwei unterschiedliche Homogenitäten zutage. Wer das Individuelle betrachten möchte oder auf die Bestimmung der Balance von Integration und Individualität aus ist, sollte den traditionellen Kulturbegriff und die ihn benutzenden Wissenschaften meiden.

4. KOLLEKTIVIERUNG UND MULTIKOLLEKTIVITÄT

Damit zum letzten Begriff auf der Liste, zur Kollektivierung. Er setzt das Phänomen der Multikollektivität voraus. Was ist darunter zu verstehen? Der Wolf lebt in seinem Rudel und die Biene in ihrem Volk. Die Kollektivität des Menschen hingegen erschöpft sich nicht in der Zugehörigkeit zu einer einzigen Gruppierung. Neben meiner Mitgliedschaft im Tennisclub kann ich der Schreinerinnung, der CDU und der reformierten Kirche angehören. Viele Zugehörigkeiten sind mir vorgegeben – ich bin männlich, jung und wurde als Deutscher geboren – doch diese Gegebenheiten lassen sich durch gewählte Kollektive fast unbegrenzt überlagern, ergänzen oder vor allem konterkarieren. Ich bin als Frau geboren und trete einerseits der Frauen-Union bei, andererseits praktiziere ich den doch eher männlichen Boxsport und wähle in weiterer Verfolgung der Anti-Tendenz den Beruf Polizistin. Das alles verdanke ich dem individuellen Rückbezug und der Positionierung.

An dieser Stelle gilt es einem Einwand zu begegnen. Macht sich der Begriff Multikollektivität nicht der unnötigen Komplizierung schuldig, wenn er die Kennzeichen einer Person zu Kollektivzugehörigkeiten erklärt? Warum sollte man individuelle Merkmale wie den Beruf des Polizisten und

die Leidenschaft fürs Boxen nicht als solche belassen und als persönliche Vorlieben gutschreiben? Muss man den Horizont des Individuellen überhaupt überschreiten? Das tut der Prozess der Sozialisation auf jeden Fall, dem es ja um Integration und also um soziale Bindung geht. Für diese Perspektive ist von Belang, dass meine Beispielsperson nicht der einzige Polizist oder Boxer auf der Welt ist, sondern sich über diese Merkmale in ein Kollektiv fügt. Dadurch bekommen individuelle Merkmale einen anderen Stellenwert und unterscheiden sich von solchen, die wirklich besonders, selten und ausgefallen sind. Wenn ich zum Frühstück Hering mit Nutella verspeise, handelt es sich wahrscheinlich um eine einmalige Vorliebe, die mich eher trennt als einbindet. Es gilt also einen Unterschied zu machen zwischen idiosynkratischem Sonderverhalten und üblichen, sozial verbreiteten Gewohnheiten. Während das Sonderverhalten vereinzelt, integrieren verbreitete Gewohnheiten und fördern die „soziale Bindung“.⁷ Insofern ist es für den hier verfolgten Zusammenhang wichtig, nicht von individuellen Vorlieben zu sprechen, sondern, wie bei den Beispielen geschehen, von Kollektivzugehörigkeiten.

Um die Idee der Kollektivzugehörigkeit weiterzuerfolgen, muss aber die Frage geklärt werden, was unter einem Kollektiv zu verstehen ist. Die Antwort muss gewährleisten, dass individuelle Merkmal oder Vorlieben zu einem Kollektiv vereint werden können. Da die gesuchte Definition also möglichst weit sein muss, taugt weder unsere alltägliche Gruppenvorstellung (eine zu einem Zweck gebildete Gemeinschaft), noch hilft uns das soziologische Konzept der „sozialen Gruppe“.⁸ Es setzt sowohl einen Zweck als auch Kontakt zwischen den Mitgliedern voraus, der aber bei vagen Kollektivbildungen wie Boxer oder Polizisten nicht gegeben ist.

Die Kollektivwissenschaft unterscheidet vier Kollektivelemente, Gemeinsamkeit, Kontakt, Hülle und individuellen Rückbezug. Um individuelle Merkmale zu bündeln, genügt das erste Kollektivelement, das der Gemeinsamkeit. Es führt zu Abstraktionskollektiven wie Polizisten, Boxern, Indianern, Beamten, Rentnern und Katholiken. Diese Art von Kollektiven

7 Der Begriff wurde übernommen aus dem Beitrag von Stefanie Rathje/Hartmut Schirmacher/Nadja Zollo, „Multikollektivität und soziale Bindung. Auswirkungen und Anwendungspotenziale“, in: *diesem Band*, S. 69-91.

8 Bernhard Schäfers (Hg.), *Einführung in die Gruppensoziologie*, 3. Aufl., Wiesbaden 1999.

bestimmt unsere alltägliche Wahrnehmung, die oft genug auch Urteile, sogenannte Stereotypen bereit hält (Indianer sind tapfer und Beamte faul).

Eine genaue Definition des ersten Kollektivelements müsste allerdings noch das Wörtchen partiell hinzufügen: Ein Kollektiv wird durch mindestens eine partielle Gemeinsamkeit der ihm zugerechneten Individuen konstituiert. Der Zusatz „partiell“ scheint dabei verengend zu wirken, aber gerade er ist die Bedingung von Multikollektivität. Sie ist deshalb möglich, weil sich der Einzelne nicht in einem Kollektiv erschöpft, sondern sich nur partiell, also nur mit einem mehr oder minder großen Teil seiner Persönlichkeit einbringt. Wenn ich Mitglied im Tennisclub bin, bleibt von mir genügend übrig, um auch die CSU und den Trachtenverein mit meiner Mitgliedschaft zu beglücken. Nach Auskunft von Jürgen Ritsert wurde dieser Überschuss des Individuellen vom Sozialphilosophen Georg Simmel entdeckt. Eine Voraussetzung der Vergesellschaftung besteht für ihn darin, „dass jedes Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ist“. Daraus folgert Simmel, dass der Einzelne zugleich innerhalb wie außerhalb der Gesellschaft steht, oder anders formuliert, „die soziale Umfassung als solche betrifft eben Wesen, die nicht völlig von ihr umfasst sind“. Luhmann, das ist eine weitere These Ritserts, würde in die gleiche Richtung argumentieren. Der Begriff der „strukturellen Kopplung“ betone, dass autopoietische Systeme dadurch Nahrung bekommen, dass sie gleichzeitig operativ geschlossen und doch der Umwelt verbunden sind.⁹

Die von Simmel entdeckte und von Luhmann vertiefte Partialität bezieht sich zwar auf das Großkollektiv Gesellschaft, lässt sich aber auf jedes Kollektiv übertragen. Das Mitglied des Tennisclubs ist „außerdem noch etwas“ und kann dieses Außerdem zum Eintritt in den Schützenverein verwenden. Der mit jeder Mitgliedschaft bleibende Überschuss kann in der Theorie unendlich oft angezapft werden, stößt in der Praxis aber irgendwann an bestimmte Grenzen, etwa wenn das Individuum für weitere Mitgliedschaften kein Geld und keine Zeit mehr hat.

Aus dem Blickwinkel der soeben angestellten Überlegungen ergibt sich eine modifizierte und radikalisierte Sicht auf die individuelle Identität. Jetzt besteht sie aus einer Ansammlung von einerseits ausgefallenen, andererseits kollektiv gestützten Vorlieben. Da die ausgefallenen Vorlieben von

9 Jürgen Ritsert, *Gesellschaft: Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie*, Frankfurt/M. 2000, S. 71 und 87; dort der Nachweis der Zitate.

geringerer Anzahl und Wichtigkeit sind, ist Identität vor allem eine Addition aus Mitgliedschaften in einerseits vorgegebenen und andererseits frei gewählten Kollektiven. Die Amerikaner machen diesen Additionscharakter schon sprachlich deutlich, wenn sie beispielsweise in Kontaktanzeigen Wortungetüme bilden wie *Atlanta based white Southern upper-middle class lawyer* oder *black lesbian urban Northern professional*. Für die uns umtreibenden Balance von Individualität und Integration hat dieser Gedanke folgende Konsequenz. Wenn die Besonderheit des Individuellen vor allen durch eine Addition des Kollektiven zustande kommt, minimiert sich sein Gegensatzcharakter. Das Individuum ist nicht mehr vereinzelt autonom, sondern immer schon kollektiviert.

Bei der Mischung der jeweiligen Multikollektivität handelt es sich allerdings nicht um eine lineare Addition. Unterschiedlich sind nicht nur die Komponenten der Mischung, sondern auch der Stellenwert, den sie im subjektiven Kosmos der Individualität innehaben. Ich bin Mitglied im Tennisclub und mische diese Mitgliedschaft mit jener in der katholischen Kirche. Viel wichtiger als der Sport ist für mich aber die Religion. Sie führt die Komponenten meiner Identitäts-Hierarchie an, gefolgt auf Platz zwei von meiner Mitgliedschaft in der CSU. Der Tennissport, obwohl ich ihn regelmäßig betreibe, belegt in dieser Hierarchie einen der unteren Plätze. Wenn ich meine Identität reflektierte, käme er mir gar nicht in den Sinn. Dieses Phänomen, das zum Kollektivelement Rückbezug gehört, könnte man unter den Begriff der Identitäts- oder Internalisierungstiefe fassen und eine objektive Multikollektivität, als wertneutrale Auflistung, von einer subjektiven unterscheiden, welche die jeweiligen Wertbeimessungen berücksichtigt.¹⁰

Es versteht sich von selbst, dass die subjektive Multikollektivität, so schwer sie in konkreten Fällen auch zu analysieren sein wird, die Individualität viel genauer und wahrhafter abbildet als die bloße Auflistung. Die Prämisse der sozialen Bindung durch die additiven Kollektivzugehörigkeiten bleibt davon allerdings unberührt.

10 Auf die Problematik der subjektiven Wertbeimessung hat Elias Jammal hingewiesen: Elias Jammal, „Vielfalt, Kollektivität und Lebenswelt“, in: Alois Moosmüller/Jana Möller-Kiero (Hgg.), *Interkulturalität und kulturelle Diversität*, Münster 2014, S. 105-123; s. dazu a. den Beitrag von Jan-Christoph Marschelke, „Mehrfachzugehörigkeit von Individuen – Prämissen und Reichweite des Begriffs der Multikollektivität“, in: *diesem Band*, S. 29-68 (S. 56 ff.).

5. KOHÄSIONSMECHANISMEN

Nachdem die dritte Betrachtungsform erörtert wurde, kann sie mit der zweiten verglichen werden. Welche neuen Einsichten eröffnet die Kollektivierung, und im Gegenzug mit welchen neuen Probleme hat sie zu kämpfen? Gegenüber den Sozialisationsformen Vergesellschaftung und Akkulturation präsentiert die Kollektivierung eine andere Balance von Individualität und Integration, deren Pole, wie schon erwähnt, jetzt weniger gegensätzlich erscheinen. Da die einzelnen Bauelemente individueller Identitäten kollektiver Natur sind, wird der Gegensatzcharakter, wie er sich aus der traditionellen Vorstellung des autonomen Individuums ergab, abgebaut und in eine Dialektik verwandelt. Wenn das Individuelle immer schon aus Kollektivgebilden stammt, setzt sich Individualität nicht mehr aus singulären Besonderheiten zusammen, sondern aus unterschiedlichen Kollektivbezügen. Das hat zur Konsequenz, dass selbst die in unendlicher Verschiedenheit auftretende Heterogenität der Individuen ihren Stachel verliert und von den Fundamenten her als sozial gebunden erscheint. Die Quelle der Andersartigkeit liegt ja nicht mehr in der angeblichen Autonomie des Individuums, sondern in seiner unterschiedlichen Teilhabe an Kollektivität. Individualität bedeutet also nicht das bindingslos Vereinzelte, sondern die unterschiedliche Verwobenheit mit Kollektiven. Anders formuliert: Die Individuen grenzen sich jetzt vor allem durch ihre jeweils andere Multikollektivität voneinander ab, wobei alle diese Abgrenzungen durch Sozialbindung sozusagen geerdet sind.

Damit ändert sich auch die Sicht auf den anderen Pol der Balance, die Integration. Nach Maßgabe der zweiten Betrachtungsform bedeutet sie eine Art Aufnahme in eine als existent behauptete Großformation, welche Gesellschaft oder Kultur heißt. Ins Konkrete übersetzt, basiert diese Vorstellung auf folgendem Modell. Der Nationalstaat oder ein vergleichbar klar umgrenztes und nachzählbares Kollektivgebilde wird als das Ganze angenommen. In diesem ganzheitlichen Container steckt ein etwas kleineres Gebilde, die Gesellschaft. Ihr gehört eine dominierende Mehrheit an, und eine Minderheit (Kriminelle, AfD Sympathisanten) ist ausgeschlossen. Die Ausgeschlossenen müssen somit als unintegriert gesehen werden und streng genommen ohne jede soziale Bindung dahin vegetieren.

Diese binäre Vorstellung ist jedoch viel zu grobmaschig, um der komplizierten Wirklichkeit gerecht zu werden. Sozialisation ist kein Entwe-

der/Oder, sondern eine Summe unterschiedlichster Integrationsvorgänge. Dem Mafioso komme ich nicht auf die Schliche, wenn ich ihm die soziale Integration abspreche und ihn aus der Gesellschaft entferne. Um ihn zu verstehen, muss ich vielmehr seiner Vielfach-Integration nachgehen und bedenken, dass er eine ganze Reihe der Integrationsbedingungen in die Gesellschaft erfüllt. Als da sind Familienzusammenhalt, Befolgen von Kollektivregeln, Streben nach Geld und Anerkennung etc.

Die Sozialisationsform Akkulturation macht es sich noch einfacher als die der Vergesellschaftung. Der Container Nationalstaat umfasst jetzt nur jene Staatsbürger, die Träger der Nationalkultur sind. Fremdkulturelle Migranten gehören nicht dazu und bleiben unintegriert außen vor, können das allerdings durch Akkulturation überwinden. Also auch bei dieser ebenfalls binären Vorstellung leben Integrierte neben solchen, denen Integration fehlt.

Der Begriff Kollektivierung überwindet die Binarität und setzt eine vielfache Sozialisation an, die von unterschiedlichen Kollektiven ausgeht und zu vielen unterschiedlich gearteten Integrationen führt. Die Betonung der hohen Anzahl ist dabei nicht unwichtig, da sie unendlich viele einmalige Individualitäten garantiert. Die hohe Quantität ist eine Bedingung der Möglichkeit von unbegrenzter Einmaligkeit. Je größer die Quantität, desto umfassender die Auswahl, was Wahlfreiheit und Freiheit der Daseinsgestaltung garantiert.

Der Raum der Multikollektivität vergrößert sich weiter, wenn man den individuellen Rückbezug mit bedenkt. Beschreibt man die Auswirkungen des Rückbezugs mit Hilfe des Begriffs Integration, ließe sich sagen, dass nicht jede Sozialisation zur Vollintegration führt. Halb-, wenn nicht Viertelintegrationen sind ebenso denkbar. Wenn der Taufpate des Heranwachsenden Opernliebhaber ist, muss das nicht zu einem lebenslangen, wenn nicht lebenslänglichen Opernabonnement seines Zöglings führen (Vollintegration), wohl aber zu gelegentlichen Opernbesuchen, die trotz der Seltenheit sowohl für den geistigen Horizont als auch die soziale Bindung wichtig sein könnten. Beide Aspekte, die Quantität an Kollektiven und die Qualität der unterschiedlichen Integrationsgrade betonen die Dynamik und Unvorhersagbarkeit der Sozialisation.

Der Zugewinn an Freiheit sowie die Unermesslichkeit der Vielfalt werden aber, das ist scheinbar die logische Konsequenz, mit Verlusten an Zusammenhalt erkaufte. Wenn die zweite Betrachtungsform auf die Groß-

formation verwies, die, wie erwähnt, ihre Festigkeit vom Nationalstaat bezog und so den Zusammenhalt einer Mehrheit sicherte, so präsentiert die dritte Form ein Weltbild radikaler, d.h. unstrukturierter und enthierarchisierter Kollektivität, die keine ordnenden Container mehr kennt, sondern frei im Raum schwebt. Die Integration zulassenden oder verweigernden Großkollektive sind abgeschafft und die schicksalsmächtige Makroebene aufgegeben, sodass die Kollektivität sich selbst überlassen bleibt.

Wenn man die ganze Welt in gleichwertige Kollektive aufteilt, ist das einerseits befreiend, stellt andererseits aber die Frage nach dem Miteinander der Gebilde, die sich da ungeordnet auftürmen. Was hält die zwangsläufig zerstückelte Pluralität zusammen? Der gesuchte Zusammenhalt darf jetzt nicht per Struktur, also als transkollektive Kohäsion erfolgen, sondern auf sozusagen innerkollektivem Weg. Dieser neue Zusammenhalt benutzt kein Gerüst, sondern Klebstoff. Obwohl dieser Klebstoff noch nicht genau beschrieben werden kann, wie die Kollektivwissenschaft überhaupt noch am Anfang steht, lassen sich Hypothesen aufstellen. Sie arbeiten mit den Begriffen Verschachtelung; Verzahnung und Verklammerung, welche drei Kohäsionsmechanismen oder Funktionsweisen des Zusammenhalts beschreiben. Um diese Begriffe in aller Kürze zu skizzieren.

Multikollektivität setzt eine Art Verklammerung ins Werk. In seinem Identitätskonstrukt stellt der Einzelne unterschiedliche Kollektive neben einander. Die Person dient sozusagen als lebendige Klammer, welche die Kollektive zur Koexistenz bringt. Die Verklammerung geschieht in zwei Formen. Zur inneren Verklammerung im Identitätshorizont der Person tritt die äußere. Unser Individuum ist Tennisspieler und Katholik und stiftet in seiner Person – vielleicht unbewusst, auf jeden Fall aber ungewollt – einen Zusammenhang zwischen diesen Kollektiven und trägt ihn präkollektiv nach außen.¹¹ Unser Tennisspieler trägt seine Religion mit in den Sport hinein und umgekehrt, woran andere, wenn es zum Kontakt kommt, teilhaben können. Aus kollektiver Sicht beschränkt sich der Tennisclub auf seinen Sport, doch präkollektiv gesehen besitzt er eine kleine Polykollektivität, indem nicht nur Tennisspieler gegeneinander spielen oder sich gesellig versammeln, sondern ein protestantischer Bäcker gegen einen atheistischen

11 Zum Begriff Präkollektivität vgl. Klaus P. Hansen, „Versuch einer Systematisierung der Kollektivwissenschaft“, in: *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 1/1, 2015, S. 99 ff.

Mathelehrer antritt und denen sich beim anschließenden Bier ein SPD Mitglied hinzugesellt.

Verschachtelung und Verzahnung ergeben sich aufgrund der Polykollektivität von Dachkollektiven.¹² In seiner rechtlichen Hülle verbindet der Nationalstaat eine ganze Reihe von Einzelkollektiven, was aufgrund der klaren Abgrenzung von- und Bezogenheit aufeinander Verschachtelung heißen soll. Der Tennisclub wurde nach deutschem Gesellschaftsrecht gegründet wie auch der Gewerkschaftsbund, und in jedem steckt somit ein Stück Nationalstaat. Demgegenüber ist die Schützengilde wie die „Gesellschaft zur Rettung des Genetivs“ nicht verschachtelt, sondern durch die Aufgehobenheit in deutschen Traditionen eher verzahnt. Verzahnung bedeutet weniger scharfe Konturierung als die fast schon strukturierende Verschachtelung. Daneben finden sich, immer noch unter dem Dach Deutschlands, Kollektive wie Kaffeetrinker und Vegetarier, die von der Hülle unabhängig sind und sich daher auch außerhalb der Nation, also in anderen Dachkollektiven wie Bayern und den USA finden. Sie sind dennoch verzahnt, und wenn auch nur über Kontakte, die sich aus Teilmengen zwischen Multikollektivitäten ergeben. Polykollektivität beginnt zwar im Raum des Dachkollektivs, indem die Kollektive unter seinen Fittichen wie Kletten aneinander hängen, ragt aber auch transnational darüber hinaus.

In diesem Zusammenhang von Wichtigkeit ist auch der Begriff Pankollektivität, der vor allem im Kollektivelement Kontakt, also bei Kommunikation und Umgangsformen Anwendung findet. Ein schnelles Beispiel: Die Begrüßung per Handschlag bildet eine sogenannte „pankollektive Formation“¹³, deren Geographie zwar vermessbar wäre, aber derzeit unerforscht ist. Dass sie Europa und die USA umfasst, wissen wir noch gerade, mehr aber auch nicht. Sie greift also einerseits über Dachkollektive hinaus und wird andererseits in den Dachkollektiven, die von der Formation zerschnitten werden, nicht flächendeckend praktiziert. In Deutschland geben sich Jugendliche und Arbeiter nicht die Hand, sondern frönen distinktiven Ersatzritualen wie das Aufeinander schlagen der Handflächen. Ein weiteres Beispiel: Auch die Verständigung mit Hilfe der deutschen Sprache bildet eine pankollektive Formation. Zu ihr gehören Deutschland, Österreich, Teile der Schweiz und einige kleinere Enklaven sowie alle diejenigen Sprecher, die

12 Hansen (Fn. 3), S. 115 ff.

13 Hansen (Fn. 3), S. 100 ff.

Deutsch als Fremdsprache beherrschen. Andererseits leben in Deutschland auch Besitzer eines deutschen Passes, welche so gut wie kein Deutsch können. Pankollektive Formationen durchbrechen somit die Rigidität der Dachkollektive und verzahnen diese zu partiellen Landkarten.

Der in diesem Beitrag versuchte schnelle Blick auf Kollektivität zeigt uns, dass wir es mit Mengen, Teil- und Schnittmengen zu tun haben, die alle irgendwie aneinander kleben und zu Kontakten führen. Dies spielt sich in einem grenzfreien riesigen Raum ab, der mit dem der ersten Betrachtungsform, also mit dem anthropologischen der Gattung identisch ist. Mehr und Genaueres lässt sich zurzeit nicht sagen, aber die Aufgabe ist klar. Die genannten Kohäsionsmechanismen müssen präzisiert und in eine Theorie gebunden werden.¹⁴ Die Mengenlehre und vielleicht auch das Paradigma Assemblage könnten dabei Pate stehen.¹⁵

14 Aus der Sicht des Nationalstaates streift Saskia Sassen das Problem der entstrukturierten Kohäsion, indem sie die schleichende Auflösung des Nationalen beschreibt und auf neue nicht staatliche Mechanismen des Zusammenhalts hinweist. Saskia Sassen, *Das Paradox des Nationalen*, Frankfurt/M. 2008.

15 Vgl. Manuel Delanda, *Assemblage Theory*, Edinburgh 2016.